



Geschichte der deutschen Kunst

<<Das>> späte Mittelalter von Rudolf von Habsburg bis zu Maximilian I. :
die Kunst der Gotik / Georg Dehio

Dehio, Georg

Berlin [u.a.], 1930

Die Binnenräume

[urn:nbn:de:hbz:466:1-96210](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-96210)

schweig ist von 1408 (Abb. 329). Der eigentlich gotische Typus ist aber anders: aus einem niedrigen, auf der Erde liegenden Becken sich erhebend eine Spitzpyramide, turmartig gestaltet und dadurch den Sakramentshäusern genähert. Das größte und prächtigste Stück dieser Klasse ist der »Schöne Brunnen« auf dem Hauptmarkt in Nürnberg, an dem zehn Jahre gearbeitet wurde, 1385—1395 (Abb. 331). Er hat in Süddeutschland vielfältige Nachfolge gefunden, selbst an kleinen Orten, wie Rottenburg und Urach (Abb. 333). Der sogenannte Fischkasten vor dem Rathaus in Ulm wäre ohne das Meisterzeichen Jörg Syrlins wahrscheinlich weniger berühmt, als er es heute ist (Abb. 330). In Augsburg wurden zwischen 1508 und 1515 nicht weniger als fünf Prachtbrunnen errichtet, die ohne Spur verschwunden sind. Sie lassen empfindliche Verluste auch an andern Orten ahnen.

Kurz zu erwähnen sind noch die rechtsgeschichtlichen Denkmäler, von denen freilich nicht mehr viel übrig ist. So auf dem Markt von Trier die mit einem Kreuz bekrönte römische Granitsäule, die im Jahre 958 der Erzbischof Heinrich als Marktherr errichten ließ. Vor allem die Rolandssäulen gehören hierher. Und im weiteren Sinne auch die zu reichen Spitzsäulen ausgebildeten monumentalen Grenzsteine, von denen sich einer bei Godesberg am Rhein, ein anderer bei Wien (die sogenannte Spinnerin am Kreuz) erhalten hat.

Endlich ist zu erinnern an die anmutige Belebung des Straßenbildes durch die seit Ende des 14. Jahrhunderts nachweisbaren steinernen Muttergottesbilder an Wohnhäusern.

DIE BINNENRÄUME.

Der Gegenstand ist weitschichtig und schwierig. Es handelt sich nicht allein um die Raumgestaltung, sondern auch und noch mehr um die dekorative und mobiliare Ausstattung. Es handelt sich weiter um Fragen aus der Geschichte der Sitte, der Technik, des Geschmacks und der Mode. Das Bild, das die Denkmäler geben, ist mehr als halb verwischt; sekundäre Quellen — literarische Zeugnisse und Darstellungen auf Gemälden und Stichen — müssen als Supplement hinzugezogen werden. Sie bringen keinen vollen Ersatz für die fehlende Anschauung*. Man wird es begreifen, daß wir uns auf kurze Andeutungen beschränken.

Was zuerst die Raumgestaltung betrifft, so besaß die romanische Epoche eine künstlerische Freiheit, die in der Folgezeit Beschränkungen erlitt. Die Königshallen der alten Pfalzen, die Refektorien und Kapitelsäle der Klöster, die frühen Rathäuser, ja auch die Saalbauten der älteren

* In unsern Museen finden wir Versuche zu synthetischer Wiederherstellung alter Inneneinrichtungen; sie kommen der Einbildungskraft zu Hilfe, müssen aber doch mit einiger Vorsicht aufgenommen werden.

Adelssitze nahmen je ein Gebäude für sich in Anspruch, bei ihnen konnte also über Grundriß und Höhenentwicklung frei disponiert werden. In den Burgen und in den Städten war dies nicht mehr gestattet; eine Mehrzahl gesonderter Binnenräume mußte unter einem Dache Platz finden und auf mehrere Stockwerke verteilt werden. Die vornehmeren Gattungen, wie die Rathäuser und fürstlichen Residenzschlösser, besaßen zwar Repräsentationsräume, aber dieselben mußten sich mit ihren Abmessungen und Raumverhältnissen in die allgemeinen Gegebenheiten schicken. Nur ausnahmsweise kamen so freie Raumschöpfungen zustande wie die Remter der preußischen Ordensschlösser. Die Rathaussäle und fürstlichen Festsäle der späten Gotik sind auffallend niedrig. In den Burgen und städtischen Wohnhäusern herrschte Raumknappheit. Vor allem ist klar, daß die beiden Grundbedingungen der Wohnlichkeit, Licht und Wärme, miteinander im Streit lagen. Was soll eine an sich vielleicht gute Aufteilung des Grundrisses, wenn nicht jeder Einzelraum Fensteröffnungen haben konnte? Und bedeutete nicht jede Vermehrung der Fensteröffnungen Erschwerung des Schutzes gegen die Witterung? Der in der gotischen Zeit eintretende Rückgang in der künstlerischen Behandlung der Fensterarchitektur ist mit unter diesem Gesichtspunkt zu beurteilen. Der vornehme Lebensstil des 13. Jahrhunderts hatte der Bequemlichkeit Opfer gebracht, welche die behaglichere bürgerliche Zivilisation nicht länger ertragen konnte. In langsamer Entwicklung wichen die hölzernen Fensterläden mit eingespanntem Pergament, Leinwand, bestenfalls eingelegten kleinen Glasscheiben der eigentlichen Verglasung mit Rauten- oder Butzenscheiben*. Vor der Spätzeit des 15. Jahrhunderts kann die Verglasung nicht in allgemeinem Gebrauch gewesen sein, so daß die berühmte Darstellung des Butzenscheibenfensters auf Dürers »Hieronymus im Gehäus«, die uns altertümlich traulich anmutet, damals modernen Komfort bedeutete. Nachdem dies erreicht war, lösen sich die Wände auf. Die Fensteröffnungen werden zu Gruppen vereinigt und im Innern durch nischenartige Arkaden verbunden, deren flachgedrückte Bogenabschlüsse mit pikanter Kontrastierung des Schweren und Leichten auf schlanke Freistützen gestellt werden.

Die Decke pflegt nur in Burgen und Schlössern häufiger, in Stadthäusern mit Beschränkung auf die Vorplätze, gewölbt zu sein. In den öffentlichen Gebäuden der Städte hält sich die Gewölbedecke am längsten im Backsteingebiet. Unter den süddeutschen Rathaussälen nimmt der Nürnberger durch seine Weite und Höhe und seine Überspannung mit einem (hölzernen) Tonnengewölbe eine Ausnahmestellung ein. Im allge-

* Noch 1432 bei einem Besuch des Königs Matthias in seiner Burg in Breslau ist von Herrichtung mit frischem Pergament die Rede. Die Läden waren in mehrere Klappen zerlegt (Abb. 632). Eine Übergangsstufe ist die Verglasung allein des oberen Teiles über dem Kreuz.

meinen sind sie niedrig und durch hölzerne Träger in mehrere Schiffe geteilt. Erst die Spätgotik bevorzugt den einheitlichen Saal, dessen Decke dann eine flache Krümmung empfängt. Folgerichtig gotisch gedacht ist es, die Konstruktion der Decke sichtbar zu machen und dekorativ zu verwerten. Dies heißt: die Verschalung liegt nicht unter, sondern über den Deckbalken. Selbst bei einfachster Behandlung ergeben diese schon einen belebten Rhythmus; Schnitzerei und Bemalung tun ein übriges.

Im Gegensatz zur Decke entbehrt die Wand jeder architektonischen Gliederung außer der durch Fenster und Türen gegebenen. Die letzteren werden gern mit steinernen Umrahmungen versehen, die Wand selbst ist einfach gekalkt und durch kräftige Färbung in horizontale Zonen aufgeteilt. Behang mit Teppichen war in Deutschland ein seltener Luxus. Hingegen liebten es die Burgherren, den wichtigeren Räumen durch Wandgemälde ein Ansehen zu geben. Ihnen schloß, wie in andern Dingen, der Stadtadel sich an. In einem Hause in Regensburg, dem Hause der Dollinger, findet sich sogar die monumentale Form eines Relieffrieses in Stuck. Im 15. Jahrhundert, bezeichnend für den bürgerlichen Grundzug, traten die figürlichen Szenen zurück, und eine schöne Art ornamentaler Wandmalerei kam auf, wovon die Abb. 338 eine Probe gibt.

Eine einschneidend wichtige Neuerung bringt die Spätgotik in der Wandverkleidung mit Holz. Wand, Fußboden, Decke, alles ist nun aus gleichem Material, und ein Einklang in Behandlung, Linienführung und Farbenstimmung stellt sich ein, welcher, auf rein optischem Grunde ruhend, etwas wesentlich anderes ist, als die dynamische Einheit gotischer Gewölberäume. Waren im 13. und 14. Jahrhundert monumentale Kunstformen bis ins Wohnhaus vorgedrungen, so geht die Innenausstattung des 15. den umgekehrten Weg; vom Wohnzimmer aus, dem sie Behagen und Wärme gibt, im physischen wie im ästhetischen Sinne, verpflanzt sich die Holzvertäfelung in die öffentlichen Festsäle, zunächst der Rathäuser (1462 Stendal Abb. 339, 1480 Goslar, 1481 München, 1491 Überlingen Abb. 340). Auf wie vielen Gebieten zugleich hat doch die Spätgotik das Holz zu Ehren gebracht: das Fachwerkhaus, der Schnitzaltar, der Holzschnitt, die Zimmervertäfelung, sie sind nicht bloß zeitliche Parallelerscheinungen. Halten wir den spätgotischen Rathaussälen oder den fürstlichen Prachträumen in Füssen und Salzburg die hohen Gewölbehallen des landgräflichen Schlosses in Marburg wie die Remter der Ordensschlösser entgegen (Abb. 334—337), so gewinnt das im Kapitel vom Kirchenbau entworfene Bild der spätgotischen Baugesinnung seine letzte Abrundung: der monumentale Idealismus des hohen Mittelalters ist erloschen, ein neuer Begriff optisch-malerischer Schönheit nimmt seinen Platz ein.